ABKEHR VOM VATERLAND - GEDICHTE ZUR GESCHICHTE ÖSTERREICHS: VON LENAU BIS ARTMANN

JOHANN HOLZNER
Innsbruck

Ernst Fischers Lenau-Essay geht passagenweise mit dem Dichter hart ins Gericht. Aber er schließt mit einem denkwürdigen Aufruf an die Literaturwissenschaft, nämlich mit dem Appell, dem Trugbild einer Welt, die in Lenau nie anderes als den Dichter der Melancholie gesehen hat, den selben Autor „als den größten revolutionären Dichter Österreichs entgegenzustellen“[1]. – Die Literaturwissenschaft hat sich indessen nie sonderlich bemüht, dieser Aufforderung Fischers nachzukommen.

Aus guten Gründen, zunächst einmal. Denn Lenau hat bekanntlich nirgendwo, auch nicht in Österreich je einen Ruhepunkt, eine klare, gar revolutionäre Orientierung im Strom der historischen Entwicklung seiner Epoche gefunden, und noch weniger eine solche Orientierung vermittelt. Trotzdem, es ist nach wie vor einigermaßen verwunderlich, dass Fischers Ausführungen namentlich in Österreich kaum einmal weiter aufgegriffen worden sind: stellen sie doch, genauer betrachtet, Lenau keineswegs auf einen Marmorsockel der marxistischen Ästhetik oder aber der österreichischen Arbeiterbewegung, vielmehr einen Grundzug seiner Dichtung nachdrücklich heraus, und zwar einen, über den längst, weitgehend jedenfalls, Konsens herrscht.

Anders als der Dichter selbst, der in der Naturpoesie seine eigentliche Bedeutung erblickt hat, hält Fischer für das wichtigste Charakteristikum der Poesie Lenaus „die Subjektivität in der dichterischen Gestaltung des

[1] Fischer, Ernst: ***Von Grillparzer zu Kafka***. ***Sechs Essays***, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975, 144.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Trotzes, der Rebellion, in der leidenschaftlich-großartigen Polemik gegen eine Welt der Unterdrückung und des Untergangs.“[2] Was Fischer somit unterstreicht, ist vor allem Lenaus Empfindsamkeit. Eine Empfindsamkeit, die das Private und das Politische auf das Engste aneinander bindet (was seinerzeit, wie Hartmut Steinecke nachgewiesen hat, schon dem „analytischen Scharfblick“ Immermanns als herausstechendes Merkmal der Gedichte Lenaus ganz besonders aufgefallen ist[3]) und in diese Verkettung den Trotz, die Weigerung einschließt, sich vor irgendeinen Karren der Macht einspannen zu lassen.

Darüber aber, wie bereits angedeutet, ist sich die Lenau-Forschung wenigstens seit den 60er-Jahren des eben vergangenen Jahrhunderts ja ziemlich einig. „Die wilde Unrast, das jähe Hin und Her in Lenaus Leben entspricht“, schon Walter Weiss hat darauf hingewiesen, „einem Grundzug seiner Dichtung: Sie ist eine Dichtung der Distanz.“[4] Das kann zunächst einmal in einem topographischen Sinn verstanden werden; Lenau schreibt oft über eine Landschaft, in der er nicht mehr oder noch nicht lebt. Das hat weit darüber hinaus aber auch politische Implikationen, hat zu tun mit den tief greifenden Veränderungen des europäischen Wirtschaftslebens, der Technik, des Handels, des Verkehrs, mit Modernisierungserscheinungen, die das von Heine apostrophierte „Ende der Kunstperiode“ einläuten[5], die Abwendung von der Kunstauffassung der Klassik provozieren und mittelbar schließlich jenen Ästhetismus fördern, der im Werk Lenaus, nach Schmidt-Bergmann, angemessen nur als „pathetische Negation des bürgerlichen Lebens“[6] zu verstehen ist.

Es ist allerdings nicht allein der österreichische Absolutismus, nicht allein die Herrschaft Metternichs und Sedlnitzkys, was Lenau immer wieder bis zur Weißglut treibt. Es ist mindestens genauso das Sich-Ducken vor der

---

[2] Ebenda 103.

[3] Steinecke, Hartmut: *„Keine neue Gemüthslage oder Denkweise“. Notiz zu Immermann und Lenau*. In: Hasubek, Peter (Hrsg.): ***Epigonentum und Originalität. Immermann und seine Zeit – Immermann und die Folgen***, Frankfurt a. M.: Peter Lang 1997, 79-84; bes. 80f.

[4] Weiss, Walter: „Nikolaus Lenaus Sehweise und Sprachform“. In: ***Südostdeutsche Semesterblätter*** 10. und 11. Heft, 1962/63, 25-30; Zitat 26.

[5] Vgl. Mádl, Antal: *Heine – Lenau – Petöfi. Parallelen und Unterschiede*. In: ***Lenau zwischen Ost und West. Londoner Symposium***. Hrsg. von Alexander Stillmark und Fred Wagner, Stuttgart: Verlag Hans-Dieter Heinz 1992, 51-67, bes. 53.

[6] Schmidt-Bergmann, Hansgeorg: *Ästhetismus und Negativität. Studien zum Werk Nikolaus Lenaus*, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1984, 29.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Herrschaft. In einer Welt, die vor jeder Tyrannei geduldig auf den Knien liegt, weicht Lenau nicht nur vor dem Karren der Macht zurück, er weist auch jedes Ansinnen von sich, den Karren der Ohnmacht aus dem Sumpf zu ziehen. – Sein Gedicht ***Abschied***, im Frühjahr 1832, also kurz vor seiner Reise nach Amerika entstanden[7], ist deshalb ein besonders aufschlussreiches Zeugnis „der dichterischen Gestaltung des Trotzes", weil es ebenso wie die Unterdrücker auch die Unterdrückten scharf aufs Korn nimmt, weil es nach beiden Seiten hin Distanz wahrt, und zwar gleichermaßen:

Abschied.
Lied eines auswandernden Portugiesen

Sey mir zum leztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm,
Du gabst, was Knaben freuen kann,
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
Zu Boden schnell, wenn Wildesschaar
Heran sich stürzet fürchterlich,
Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin,
Rauscht deines Herrschers Tritt heran,
Und lässest ihn vorüberzieh'n,
Und hältst den bangen Athem an. –

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Spül' mir hinweg, o Meer, die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Fluth der Tyrannei zerschellt,

[7] Lenau, Nikolaus: ***Werke und Briefe***, *Band 1:* ***Gedichte bis 1834***. Hrsg. von Herbert Zeman und Michael Ritter in Zusammenarbeit mit Wolfgang Neuber und Xavier Vicat, Wien: Deuticke – Klett-Cotta 1995, 144 (vgl. die Erläuterungen ebenda 464).

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Das Gedicht wird gern zitiert: als autobiographisches Dokument. In diesem Gedicht zeigt sich, schreibt Bernd Balzer, Lenaus „Kritik am Feudalabsolutismus“, „sein Motiv“, in die Neue Welt zu flüchten, und schließlich nicht zuletzt sein „Begriff von Freiheit“, der offensichtlich „vage“ gewesen ist.[8] Hansgeorg Schmidt-Bergmann präzisiert, dass Lenau sich auf die Darstellung der „politischen Motive“ seiner Flucht beschränkt[9], Josef Haslinger wiederum ergänzt, Lenau habe diese Verse, um niemanden „über die Motive für seine Auswanderung“ im Unklaren zu lassen, „Österreich und seiner Regierung zum Abschied“[10] dediziert.

Aber das Gedicht, zum autobiographischen Dokument erhoben, verliert alle seine Krallen. Diese werden erst wieder sichtbar, wenn es zurück gerückt wird in jene literarischen Zusammenhänge, in die es zuallererst eingetreten ist: in die Reihe der „Abschied“-Gedichte seiner Zeit zum Beispiel, oder auch in die Reihe der zeitgenössischen Österreich-Gedichte. Denn in derartigen Reihen erweist das unverwechselbare „jähe Hin und Her“, Lenaus „Pathos der Distanz“[11] noch immer, nach wie vor, seine Brisanz.

Zur ersten der genannten Reihen, zur Reihe der Abschied-Gedichte, muss an dieser Stelle eine Kurznotiz genügen. Lenaus ***Lied eines Auswandernden***[12], das kaum verdeckt auf Österreich und nicht auf Portugal gemünzt ist, redet von Heimat und Heimatlosigkeit radikal anders als das berühmte gleichnamige Gedicht, das Joseph von Eichendorff im Jahre1810 kurz vor der Abreise aus Schloss Lubowitz verfasst hat („O Täler weit, o Höhen, /O schöner, grüner Wald, /Du meiner Lust und Wehen /Andächt’ger Aufenthalt!“). In Eichendorffs ***Abschied***[13] erscheint der Auszug aus der

---

[8] Balzer, Bernd: *Liberale und radikaldemokratische Literatur*. In: Zmegac, Viktor (Hrsg.): ***Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart****, Band I/2.* 4. Aufl., Weinheim: Beltz Athenäum 1996, 277-335, bes. 318.

[9] Schmidt-Bergmann (Anm.6), 41.

[10] Haslinger, Josef: *Der Preis des poetischen Lebens*. In: ***Nikolaus Lenau****,* ***heute gelesen***. Hrsg. von Gudrun Heinecke, Wien: Braumüller 2000, 69-77; Zitat 69.

[11] Weiss (Anm.4), 26.

[12] So der Titel seit der 3. Aufl. – Vgl. dazu Lenau, Nikolaus: ***Werke und Briefe****, Band 1* (Anm.7), 352; leichter greifbar: Lenau, Nikolaus: ***Gedichte***. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Frankfurt a. M. und Leipzig: Insel Verlag 1998, 210f.

[13] Eichendorff, Joseph von: ***Gedichte***. Ausgewählt von Marie Luise Kaschnitz, Frankfurt a. M. und Hamburg: Fischer Bücherei, 63.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Heimat als Schritt in eine Fremde, in der das Ich sich nur bewahren kann, solange es wenigstens in der Erinnerung die verlorene, im Bild der Waldeinsamkeit aufgehobene Welt der Kindheit der geschäft'gen neuen Welt entgegensetzt. In Lenaus Gedicht jedoch sieht das Ich in der Flucht vor den Fahnen des Vaterlandes die letzte Möglichkeit, einem sonst unausweichlichen Destabilisierungsprozess zu entgehen und die in der Welt der Kindheit noch nicht vermisste Freiheit in einer neuen Welt endlich zu erobern. – Schon Grillparzer, sonst nicht eben mit Lenau eng befreundet, hat im Besonderen dessen Epitheta aufregend gefunden.[14] Die Art und Weise, in der Lenaus lyrisches Ich schon in der ersten Strophe das Land der Kindheit, sein Vaterland charakterisiert, ist mit dem Begriff ‚rebellisch' eher beschönigend als adäquat zu fassen.

Lenaus ***Abschied*** fällt denn auch aus der Reihe der Österreich-Gedichte seiner Epoche ganz heraus. Denn das Gedicht zieht unter das von Kaiser Franz so sehr geschätzte Genre des Herrscherlobs einen endgültigen Schlussstrich; und es schlägt sich doch nicht auf die Seite der Opposition. Dieser schreibt es, im Gegenteil, Verhaltensweisen zu, die das lyrische Ich geradezu zwingen, nach allen Seiten Äquidistanz zu halten: das Sich-zu-Boden-Strecken, das Hin-Sinken, das Anhalten des Atems, alle diese Zeichen des Untergangs, der unmittelbar bevorstehenden Auslöschung des Lebens rechtfertigen eine Flucht, den Aufbruch in eine neue Welt, selbst wenn „an deren blüthenreichem Strand" allenfalls (das Gedicht hält sich in diesem Punkt eher bedeckt) nur Illusionen warten. Das vertraute Vaterland, darüber gibt es keine Zweifel, lässt sogar das Aufkeimen von Illusionen nicht mehr zu.

Illusionen vermitteln Gedichte zur Geschichte Österreichs, die in der Ära Franz I. (ab 1804) sich im Geschirr der Macht als dazu-gehörende Instanzen aufplustern oder jedenfalls ohne weiteres sich vor ihren Karren spannen lassen; Illusionen vermittelt zum Beispiel das Gedicht ***Östreich über Alles***[15], das der Wiener Jurist Heinrich Joseph von Collin (1771 – 1811; zu seiner Zeit berühmt als Staatsbeamter wie als Tragödiendichter, allgemein angesehen als österreichischer Corneille) verfasst hat:

---

[14] Zit. nach Seidler, Herbert: „Grillparzer und Lenau". In: ***Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N.F.*** 14, 1973, 337-358; hier 339.

[15] Heinrich Joseph von Collins Werke erschienen bald nach seinem Tod, gesammelt und hrsg. von seinem Bruder Matthäus von Collin, in sechs Bänden, 1812 – 1814 in Wien. Vgl. weiters Collin, Heinrich Joseph v.: ***Auswahl aus dem Werk***. Eingeleitet und hrsg. von Kurt Adel, Wien: Bergland Verlag 1967.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Östreich über Alles

Wenn es nur will,
Ist immer Östreich über Alles!
Wehrmänner, ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Österreich!

Weil es nun will,
Seyd stolz und sicher, Östreichs Bürger,
Ha! was vermag der fremde Würger,
Wenn Östreich will?
Hoch Österreich!

Wenn es nur will,
Ist Östreich stark, sich selbst zu retten,
Und lacht der angedrohten Ketten!
Es will, es will!
Hoch Österreich!

Weil Östreich will,
Ward unser Bund von F r a n z beschlossen.
Gesagt, gethan! Er ist geschlossen!
Fragt noch, ob's will?
Hoch Österreich!

Und wie es will,
Soll unser Wehrbund siegend zeigen,
Wenn sich vor ihm die Feinde beugen.
Es will, es will!
Hoch Österreich!

Und weil es will,
Ruft R u d o l p h aus des Himmels Höhen
Zu F r a n z herab: es wird bestehen,
Weil Östreich will.
Hoch Österreich!

Und weil es will,
Belohnet Gott sein edles Streben,
Und wird es höher, höher heben.
Es will, es will!
Hoch Österreich!

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Ganz anders verhält es sich schon mit der viel zitierten *Lobrede* auf Österreich aus ***König Ottokars Glück und Ende*** (Uraufführung 1825) von Franz Grillparzer (1791 – 1872). Denn die Rede des Ottokar von Horneck[16] taugt (liest man sie nur in dem Zusammenhang, in den sie eingebettet ist) im Gegensatz zu jener des Heinrich Joseph von Collin zur Aufmunterung österreichischer Wehrmänner im Grunde ganz und gar nicht; ist doch kaum zu übersehen, dass der von Grillparzer ins Bild gesetzte Reimchronist, der „Dienstmann", in eines Höheren Auftrag spricht (und alles unternimmt, um diesem, dem edlen Ritter Ott von Lichtenstein, des Kaisers Unterstützung zukommen zu lassen: im übrigen in einer Situation, in der von allem Anfang an, Rudolf kehrt ihm bereits den Rücken zu, Ottokar von Horneck schwer zu kämpfen hat):

Aus: ***König Ottokars Glück und Ende***

Der Kaiser wendet sich zu gehen.
OTTOKAR VON HORNECK *im Vorgrunde tritt aus der Menge:*
Erlauchter Herr und Kaiser, hört auch mich!
RUDOLF: Wer seid Ihr?
HORNECK: Ottokar von Horneck, Dienstmann
Des edlen Ritters Ott von Lichtenstein,
Den König Ottokar, samt andern Landherrn,
Ohn Recht und Urteil hält in enger Haft.
O nehmt Euch sein, nehmt Euch des Landes an!
Er ist ein guter Herr, es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt Ihr dessengleichen schon gesehn?
Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen!
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Tälern hin –
Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden! –
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die goldne Traube hängt
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin,
Und wärmt und reift, und macht die Pulse schlagen,

[16] Grillparzer, Franz: ***Werke***. Band 1: ***Dramen***, München: Winkler 1971, 373-488.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, l ä ß t lieber sich beneiden!
Und was er tut, ist frohen Muts getan.
´s ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein,
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;
Allein, was Not tut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor jeden,
Denkt sich sein Teil, und läßt die andern reden!
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland,
Liegst du, der wangenrote Jüngling, da:
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn,
Und mache gut, was andere verdarben!
RUDOLF: Ein wackrer Mann!
ERSTER BÜRGER: Ja, Herr, und ein Gelehrter!
Er schreibt ´ne Reimchronik, und Ihr Herr Kaiser,
Kommt auch drin vor!
RUDOLF: Im Guten, will ich hoffen!
Dein Herr, vertrau, er soll die Freiheit haben.

Dass sich der „wilde Niembsch", um wieder auf ihn zurück zu kommen, gegen jede ‚Weltanschauungs-Lyrik' abgegrenzt, ja gesperrt hat, die, wie „Östreich über alles", skrupellos in ein politisches Korsett geschlüpft ist, dass er sich auch nach Kräften jeder Vereinnahmung entzogen hat (was Grillparzer mit seiner *Lobrede* bekanntlich ganz und gar missglückt ist), das ist schon wiederholt beobachtet und dem Dichter hoch angerechnet worden; zuletzt vor allem von Günter Kunert und Hartmut Steinecke.[17] Diesem Sich-Sperren, diesem Beharren auf der eigenen Lebensform steht allerdings ein merkwürdiges, mit der „Gestaltung des Trotzes" nicht so recht korrespondierendes Phänomen direkt gegenüber, das hin und wieder alle Krallen der Gedichte Lenaus kräftig stutzt: nämlich ihre Formensprache[18], die in der Regel alles andere ist als rebellisch, in ***Abschied*** sogar ausgesprochen platt-konventionell. Die Distanz, die Lenau sonst so peinlich wahrt zu allem, was ihn an das Vaterland noch binden könnte, in

[17] Kunert, Günter: *Mit Lenaus Gedichten*. In: ***Nikolaus Lenau, heute gelesen***. Hrsg. von Gudrun Heinecke (Anm.10), 87-93. Steinecke, Hartmut: *„Das ewige Gedicht" – Annäherungen an Lenau*. In*:* ***Nikolaus Lenau***, ***heute gelesen***. Hrsg. von Gudrun Heinecke (Anm. 10), VII-IX.

[18] Vgl. dazu Seidler (Anm.14).

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

diesem Punkt gibt er sie auf. Als wären die tradierten Formen der gebundenen Rede der einzige Rückhalt noch für einen Dichter, der sich gezwungen sieht, alle übrigen Verankerungen aufzugeben.

Es hat wohl namentlich mit dem zu tun, dass Lenaus ***Abschied***-Gedicht einerseits zwar der vaterländischen Dichtung im Zeitalter der Restauration den Garaus macht, andererseits aber keine literarische Gegenströmung begründen kann. 1832 ist das noch keineswegs ausgemacht. Adelbert von Chamisso sieht, wie er in einem Brief an Gustav Schwab bekennt, in Lenau einen „Ehrfurcht gebietenden Dichter", einen „Verneiner und Verzweifler, wie es nicht unter uns den Zweiten gibt"; gleichzeitig jedoch fürchtet er bereits die „Nachahmer", die „nachgezogene Schule": „bewahre uns auch Gott vor den Zweiten und den Dritten".[19] Diese, die Zweiten und die Dritten, sind unterdessen nie aufgetaucht, nie jedenfalls vorgedrungen bis in die erste Reihe der Literatur.

Gleichwohl, Lenaus „Dichtung der Distanz" ist dennoch keine singuläre Erscheinung in der österreichischen Literatur geblieben. Im 20. Jahrhundert, in der Phase des Austrofaschismus und der nationalsozialistischen Diktatur macht noch einmal ein Auswanderer, ein Flüchtling von sich reden mit einer Dichtung, die, hoffnungslos melancholisch, unbelehrbar rebellisch[20] wie jene Lenaus, sich ganz und gar nicht darauf versteht, irgendeiner politischen Parteiung nach dem Mund zu reden, und darüber hinaus ebenfalls die Abkehr von allem thematisiert, was die Identität des Ich an den geographischen Raum der Herkunft knüpft. Der Flüchtling heißt Theodor Kramer; und es ist bemerkenswert, dass auch er nichts so sehr verabscheut wie das Sich-zu-Boden-Strecken, das Hin-Sinken, das Anhalten des Atems, und dass auch er nur eine einzige überkommene Ordnung gelten lässt, als bräuchte er sie wie eine letzte Orientierungsmarke: die althergebrachte Formenwelt.

Theodor Kramer, der unter dem Vertriebenen-Status ganz besonders gelitten hat und im englischen Exil Tag für Tag in neuen Gedichten seine Verletzungserfahrungen registriert, sträubt sich zunächst dagegen, seine Schreibweise zu ändern. „Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit und

---

[19] In: ***Lenau-Chronik 1802 – 1851***. Bearbeitet von Norbert Otto Eke und Karl Jürgen Skrodzki, Wien: Deuticke – Klett-Cotta 1992, 77.

[20] Vgl. Haslinger (Anm.10), 72.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Aussichtslosigkeit“[21] bleiben daher weiterhin Attribute, mit denen auch seine Exillyrik zu charakterisieren ist. Doch ein auffälliges Merkmal, das schon seine besten Gedichte in den Zwanziger und frühen Dreißiger Jahren auszeichnet, nämlich: dass sie jener Gelassenheit, auch jener Apathie, die seine Figuren ausstrahlen, geduldig entgegenwirken durch ein unaufhörliches Unruhe-Schüren[22], dieses Merkmal wird im Exil massiv noch verstärkt; in Gedichten, die in der Ablösung, im Abschied von kulturellen Zugehörigkeiten nicht nur eine lebensgefährliche Bedrohung, sondern auch eine Chance festzuhalten versuchen.

Das folgende Gedicht, ***Begegnung***, gehört bestimmt nicht zu den stärksten Gedichten des Autors. Es ist auch nicht in der dreibändigen Ausgabe seiner ***Gesammelten Gedichte***[23] enthalten, es liegt vielmehr, als Manuskript, wohlverwahrt in einer Kassette des Forschungsinstituts Brenner-Archiv an der Universität Innsbruck; Kramer hat es nämlich, 1951, in einer Sammlung von 24 Gedichten, aus England nach Innsbruck geschickt in der Hoffnung, der dort stationierte Rundfunk-Sender könnte „einige von ihnen geschlossen oder auch einzeln verwenden“.[24] Aber für den hier zu skizzierenden Zusammenhang ist dieses Gedicht ein höchst-aufschlussreiches Dokument:

Begegnung

Mein Alter, ich hab dich schon lang nicht gesehn,
ich lasse so bald nicht heut wieder dich gehn;
so sassen vor Jahren wir manchmal zu zweit,
es tut mir für dich um den Kognak nicht leid:
denn solch eine Stund kommt nicht wieder.

Wie steht’s mit dem Reissen, lässt nachts es dich ruhn?
Ich hab’s mit der Kolik bisweilen zu tun.

---

[21] Gauß, Karl-Markus: *Natur, Provinz, Ungleichzeitigkeit*. In: ***Theodor Kramer 1897 – 1958***. ***Dichter im Exil***. ***Aufsätze und Dokumente***. Hrsg. von Konstantin Kaiser, Wien: Zirkular 1983 (= Zirkular. Sondernummer 4), 14-25; Zitat 21.

[22] Vgl. Holzner, Johann: *Auflösung der Ordnung und Ausschließung des Subjekts. Theodor Kramers* ***Kalendarium*** *(1930).* In: ***Literatur als Geschichte des Ich***. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, 238-249.

[23] Kramer, Theodor*:* ***Gesammelte Gedichte***. Hrsg. von Erwin Chvojka. 3 Bände. 1. Aufl. Wien: Europa Verlag 1984-1987 (eine 2., verbesserte Aufl. ist im Zsolnay Verlag Wien erschienen).

[24] Sammlung Kramer im Nachlass Raoul Henrik Strand. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, Josef-Hirn-Str. 5, A-6020 Innsbruck.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Sag, fühlst du dich noch von Begierde verzehrt
und dünkt dich das Leben zu leben noch wert?
Denn solch eine Stund kommt nicht wieder.

Was damals wir hoch hielten, kam auf den Hund.
Was nagt an dir? Bitternis füllt mir den Mund.
Vor mir, was du sagen magst, macht nichts dich klein;
wir können's uns leisten, ganz offen zu sein:
denn solch eine Stund kommt nicht wieder.

Die schlichte Struktur dieses Gedichts, mit ihren betont-einfachen Paarreimen, dem nie variierten Kehrreim und den seltsamen Kontrasten zwischen den fast krampfhaft-gehobenen Stilformen und jenen eher groben, die Anklänge an die gesprochene Sprache vermitteln, diese Struktur verdeckt beinahe den Umstand, dass vieles in den drei Strophen ambivalent bleibt, ja kaum zu ergründen ist. Von Anfang an und bis zum Schluss bleibt offen, wer da wem begegnet, ob hinter dem lyrischen Ich der Autor steht oder eine Prostituierte (eine Figur, die uns in Kramer-Gedichten immer wieder begegnet), ob das „Reissen" (eine Krankheit, die man unter dieser Bezeichnung im Pschyrembel[25] vergeblich sucht) und die „Kolik" bloß Alterserscheinungen andeuten oder auf psychische, gar politische Befindlichkeiten zurückverweisen und was am Ende alles, im Verständnis der Alten, „auf den Hund" gekommen, verloren ist. Wo es ihm jedoch darauf ankommt, nicht missverstanden zu werden, schon gar nicht in finsteren Zeiten, in welchen, wie im Gedichtkörper, die private und die politische Misere sich unlösbar ineinander verketten, dort bevorzugt Kramer, nicht anders als Lenau, die Poetik des Klartexts: „Vor mir, was du sagen magst, macht nichts dich klein; / wir können's uns leisten, ganz offen zu sein."

Alle Tabus, die herkömmliche sprachliche Regelungen implizieren, alle Tabus auch, die sich aus sozialen, kulturellen, religiösen Zugehörigkeiten gemeinhin ableiten (lassen), werden in Kramers ***Begegnung***, wenn auch nicht explizit, so doch mittelbar, der „Fluth der Tyrannei" zugerechnet und zur Seite geschoben. Was zählt, für die Ausgestoßenen, unter den im Gedicht angeführten Bedingungen, ist einzig und allein die eigene Sprache, die eigene Lebensform: ein Hauch, eher die Illusion von Freiheit.

---

[25] Vgl. Pschyrembel, Willibald: ***Klinisches Wörterbuch***. 258.Aufl., Berlin-New York: de Gruyter 1998.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Die Bitternis, in Kramers ***Begegnung*** ausdrücklich genannt, in Lenaus ***Abschied*** mittelbar vom ersten bis zum letzten Vers präsent, diese Bitternis ist in beiden Texten mit jener Erfahrung der „Einsamkeit“ verquickt, die nicht nur aus der Unterdrückung der Geistesfreiheit in einem zum Gefängnis umgebauten Land, sondern vor allem auch aus dem Verschwinden jeder Solidarität (sogar unter den Unterdrückten) mit den Ausgestoßenen resultiert.

Ein ganz anderer Ton, frei von jeder Bitternis, frei von jedem Pathos der Distanz, statt dessen durchgängig ironisch, prägt die Struktur des letzten Gedichts, das hier doch wenigstens zu zitieren ist: ***Mein Vaterland Österreich***[26] von H. C. Artmann.

Mein Vaterland Österreich

Österreich bestand ehedem
aus den folgenden Ländern:
dem Erzherzogtume Österreich,
dem Herzogtume Steyermark,
der gfürchteten Grafschaft Tyrol
nebst Vorarlberg,
dem Königreiche Böhmen,
der Markgrafschaft Mähren,
dem österreichischen Anteil an Schlesien,
dem Königreiche Illyrien,
dem Königreiche Galizien und Lodomerien,
dem Lombardisch-venezianischen Königreiche,
dem Königreiche Ungarn mit seinen Nebenländern
Slawonien, Kroatien und Dalmatien
und dem Großfürstentume Siebenbürgen.

Heute besteht Österreich
aus den Ländlein:
Wien,
Niederösterreich,
Oberösterreich,
Salzburg,
Tirol,
Fahrradlberg,
Kärnten,
Steiermark
und dem Burgenland.

[26] In: Leitner, Gerald (Hrsg.): ***Über Österreich zu schreiben ist schwer***. ***Österreichische Schriftsteller über Literatur*** – ***Heimat*** – ***Politik,*** Salzburg und Wien: Residenz 2000, 42.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)

Tu, felix Austria, juble und jodle!

Das Gedicht, dessen ersten Strophe, wuchtig wie sie ist, schwer die zweite, wesentlich schmalere, belastet, ein Spiegelbild der dargestellten, augenzwinkernd vorgestellten historischen Entwicklung, und gleichzeitig alles andere als ein Spiegelbild, nämlich ein einzigartiges, unverwechselbares Konstrukt, weckt in keiner Zeile noch einmal die Erinnerung an Lenaus ***Abschied***-Lied. Nur – in der letzten; in der letzten Zeile schlägt eine Kritik nach allen Seiten durch, die das Gedicht jeder politischen Vereinnahmung entzieht. Und weil diese letzte Zeile überdies nicht ganz frei ist von den Fängen der Melancholie, ja sogar als Anspielung auf das Motiv des schönen Todes verstanden werden kann, hebt sie das Gedicht am Ende auf einen Traditionsstrang, der alle Staatsdichter auf den Spuren Heinrich Joseph von Collins desavouiert, auf einen Traditionsstrang, an dessen Anfang einzig und allein der Name Lenaus steht.

BDD-A13178 © 2003 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.34 (2026-11-14 00:04:40 UTC)